

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

134 (11.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Strassen

Strassenwörter sind wir nur —
Doch immer nahe der Natur.
Vogeln singt im Cdausseebaum,
Rabe fliegt wie schwerer Traum.

Strasse sieht endlos dahin,
Und hat doch den tiefsten Sinn:
Einst Berlin und einst Paris,
Ueber Berge, Strom und Ries.

Chaussee kommt von Rotterdam,
Steinfestest Strassenbaum.
Hamburg, Dresden, Prag und Wien:
Autos unsere Strassen ziehn.

Böfsertrahen, Böfserbund,
Erdball ist nur klein und rund.
Lohnt uns alle Freunde sein,
Freuen uns im Sonnenschein!

Max Dörig.

Wenn das Haar ausfällt

Die Heilkräfte unserer Zeit überzeugen sich immer mehr davon, dass schon die „Verste“ der Antike wussten, dass man Krankheiten nur behandeln und beseitigen kann, wenn man den ganzen Menschen behandelt. Diese so einfache und selbstverständliche Einsicht hat lange gebraucht, um sich in der Wissenschaft von heute durchzusetzen. In den Köpfen der Kranken aber ist noch nichts zu hören. Dort herrscht noch zum großen Teil der blinde Glaube an Resette und Allheilmittel.

Darauf ist es auch zurückzuführen, daß so häufig verlaßt, was doch „Besser Fritz“ und „Tante Franze“ gut gebissen hat. Bei dem einen wird trotz fortwährender Salbenkammererei, trotz Waschen und Massieren die Glatze von Tag zu Tag größer und bedrohlicher. Der andere aber verfügt über einen beweiswürdigen Haarausfall, abgesehen davon, daß er sich gar nichts dafür tut.

Jeder Haie muß darüber Klarheit gewinnen, welche Möglichkeiten der Haarpflege es für ihn gibt, welche Grenzen vor allem, und was gerade für seine Kopfhaut gut oder gefährlich ist.

Nicht jeder Haarausfall gibt Anlass zur Beunruhigung. Die erste Frage des Arztes bei plötzlichem Haarausfall wird immer lauten: Sind Sie vor kurzer Zeit krank gewesen? Schon kleine Grippeanfalle, fieberhafte Erkrankungen, aber auch starke Aufregungen und nervöse Schwächezustände genügen als Ursache.

Gerade diese Fälle aber sind meist sehr harmlos und bessern sich ohne Behandlung, falls keine neuen Schädigungen hinzutreten. Will man das frühe Wachstum antreiben, so kann man es durch Bienenhonig oder Haarwasser unterstützen.

Häufig denkt man auch nicht daran, daß normalerweise jeden Tag eine nicht geringe Anzahl ausgefallener Haare ausfallen muß, um dem „Nachwuchs“ Platz zu machen. Besonders nach der Kopf- und Haarpflege kann dieser natürliche Haarausfall — ohne Grund zur Beunruhigung — die Zahl von 100 Haaren täglich überschreiten.

Der wirkliche Feind unserer Haare ist eine sehr weit verbreitete Erkrankung des Haarbodens, oder genauer gesagt, der auf der behaarten Kopfhaut befindlichen Talgdrüsen. Diese Drüsen bringen eine zu große Menge von Talg hervor und verstopfen dadurch die Wachstumsporen der Haare. Die Haare werden überfettet! Im weiteren Verlauf der Krankheit gehen die Drüsen allmählich zugrunde, die Talgabsonderung verstet, das Haar wird trocken, die Kopfhaut schuppt. Es bilden sich die sogenannten „Schuppen“. Die Haare fallen stetig aus.

Unter Umständen sind also fettiges und trocken-schuppiges Haar nur zwei verschiedene Stadien ein und derselben Krankheit. Die alte Frau aber gibt auch von Natur zu trockene Haare. Dies ist zwar keine Krankheit. Aber es ist doch anzusehen, dem trockenen Haarboden durch Brillantine, Salben usw. raselmäßig nachzuhelfen. Schwieriger ist schon die Behandlung der oben geschilderten Krankheit. Meist bemerkt man die Störung des Haarwachstums

erst zu spät. Der Entschluß „etwas Energetisches für seine Haare zu tun“, scheint manchem recht schwer zu fallen. Aber noch schwerer fällt den meisten Glanzkandidaten, die nun erforderliche geduldige, fortwährende tägliche Haarpflege; die täglichen fünf Minuten für das Haar!

Was mancher nicht weiß

Im Altertum gab es sehr merkwürdige Arten von Geheimnissen; man ließ zum Beispiel den Schädel eines Sklaven rasieren und schrieb eine Mitteilung, die geheim bleiben sollte, auf seine Kopfhaut. Erst wenn das Haar wieder nachgewachsen war, schickte man

den Sklaven mit der Botschaft an den Empfänger der Nachricht, der nun dem Mann abermals den Schädel rasieren ließ und die Nachricht lesen konnte.

Connan Doyle, der englische Schriftsteller, dem die Welt die Figur des Meisterdetektivs Sherlock Holmes verdankt, bekam für seine Romane von einem großen amerikanischen Magazin 1 Dollar pro Wort.

Kawen trafen innerhalb eines Monats das Sechshundertfache ihres eigenen Körpergewichts an Blättern.

Die Macht der Gewohnheit

Von Albert Acremant

Eine Witwe von fünfundsiebzig Jahren hat wohl das Recht, nach einem neuen Gatten Ausschau zu halten, und ein Mann von neunundsiebzig Jahren darf sich ebenfalls, sofern er Witwer geworden ist, anstandslos nach einer anderen Ehefrau umsehen. Frau Lebrun und Herr Querciont befinden sich in dieser Lage. Und eines Tages begegneten sie sich im Hause von gemeinsamen Bekannten. Seit drei Jahren beweinte Frau Lebrun ihren Gatten. Sie hatte an seiner Seite die glücklichsten Stunden erlebt und bewachte ihnen eine zärtliche Erinnerung. Aber nun hielt sie ihre schönen Augen nicht mehr gelehrt. Sie waren auf die Zukunft gerichtet, d. h. auf Herrn Querciont.

Lebrun war ein recht sympathischer Mann! Zwei Jahre hindurch hatte er seine Frau aufs tiefste betrauert. Das ist beinahe ungewöhnlich in einem Zahnarzt, wo der Schmerz im Tempo der Autos an den Menschen vorüberzieht. Seine Ehe war vollkommen gewesen, und er lebte sich danach, das entschwindende Glück fest auf ähnlicher Weise aufzubauen, weshalb er die totenen Tienen von Frau Lebrun durchaus günstig aufnahm.

Es währte nicht lange, daß aus den beiden ein Paar wurde. Die erste Zeit nach der Hochzeit gestaltete sich wunderbar. Sie hatten ihre persönlichen Erfahrungen. Bei Gelegenheiten, die unter Umständen hätten peinlich sein können, ließ ihr Wunsch, einander zu gefallen, alsbald die notwendige Nachsicht walten. Gerade, wenn sie in gewissen Augenblicken nahe daran waren, ihre Ehe zu gefährden, genossen sie mit umso größerem Eifer die wiederhergestellte Eintracht. Wie sie indes allmählich den Gesinnung an neuen verloren, gingen sie an — jeder auf seine Weise — Verleumdungen heranzuziehen.

Der intelligente und geistvolle Louis Querciont verstand es, mit ebenbürtiger Lebhaftigkeit viel Anschaulichkeit eine Konversation zu führen. Seine Frau erlachte ihm diesen Vorzug bedingungslos zu; aber oft geschah es, daß sie zu ihm sagte:

„Warum nur bevorzugst er gerade diese Haartracht? Die in die Stirn fallende Locke ist doch absolut hübsch! Warum nicht er eigentlich solch hohe Kränze? Man sieht unter dem Eindruck, daß die Bewegung seines Rucks beherrschend ist. Warum beharrt er darauf, weite Röcke von dunkler Farbe anzuziehen? Die Röcke von grauem Schnitt machen doch viel schärferes Aussehen. Derzeit sind doch fast ein halbes Dutzend jugendlicher Aussehen. Derzeitige nämlich, der die Stirn freisitzig trägt, niedrige Kränze und kleine Röcke liebt, das war ihr erster Mann gewesen...“

Wäre würde sie gelacht haben, hätte sie ihnen gemeint, daß Louis Querciont zur gleichen Zeit auch über sie nachdachte: „Sie ist wirklich ganz entzückend. Aber warum spricht sie so schrecklich laut? Man glaubt immer, nur Befehle aus ihrem Munde zu vernehmen? Warum trägt sie ihr Haar so alatt gescheitelt? Eine leichte Onulation wäre unbedeutend kleidbarer? Warum legt sie so wenig Anouage auf ihre Lippen? Mit einem so blaffen Mund muß man sie für blutarm halten. Warum zeigt sie gar kein

Interesse für die literarische Bewegung? Es erscheinen doch alljährlich so manche spannende Bücher...“

Diejenige, die stets nur leise geiproden hatte, lehr belesen war, gemellte Haare und rote Lippen bevorzugte, das war keine erste Frau gewesen. Derartige auf beiden Seiten angestellte Verleumdungen waren Schatten auf die junge Ehe. Es geschah, daß oft und öfter den Wahlen ein lautes Schreien folgte.

„Warum schaust du mich so prüfend an?“ fragte endlich Louis Querciont.

„Ich betrachte deine Stirn. Beshalb eigentlich legst du so viel Wert auf diese Locke? Mit zurückgekehrtem Haaren sädest du wesentlich besser aus...“

„Glaubst du in der Tat...?“

„Ich bin dessen ganz sicher.“

„Komm, machen wir einen Versuch, um festzustellen...“

Kaich holte sie aus ihrem Handtäschchen einen Kamm hervor. Beshalb auch diese Probe auf morgen verabschieden... Der Gatte protestierte gegen die freie Stirn; denn auf diesem Gebiet hat die Gewohnheit in so unendlich viel zu sagen. Aber seine Frau bestand so liebenswürdig darauf, daß er schließlich nachgab.

„Nun, lei es denn! Aber auch du mußt nett sein und deine Haare ordentlichen lassen...“

„Oh! Wo denkst du hin! Ich würde mit solch einer Frisur lächerlich aussehen... man könnte sich über mich mokieren...“

„Stellen wir also gleich einen Versuch an! Wir wollen uns nur einmal überzeugen...“

Die Gattin protestierte gegen die gemellten Haare; aber ihr Mann bestand so liebenswürdig darauf, daß sie schließlich nachgab. Aus welchem Grunde sollte man auch die gegenseitigen Wünsche nicht respektieren! Jeder Teil verlor dabei seine eigenen Pläne, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß der andere desgleichen tat. Jahre waren notwendig, ein vollständiges Resultat, d. h. die nötige Umwandlung des Gatten nach dem Geschmack seiner Frau und diejenige der Frau nach dem Geschmack des Gatten zu erzielen.

Louis Querciont behagte sogar die Kühnheit, seine Frau ihr Einvernehmen beim Lieberanten seiner sieben Verstorbenen einzuflehen zu lassen, womgegen seine Frau ihm ganz nebenbei die Adresse des Schneiders von ihrem ersten Mann empfahl. Es erlaubte sich, hier alle Einzelheiten der beiderseitigen Veränderung anzuführen. In jedem Fall verwandelte sich das Persönliche der Ehepartner sowohl moralisch als auch physisch. Das Kennzeichen auf beiden Seiten in dieser Beziehung dauerte ein lange Zeit und brachte dann auch ein maktes Wunder zustande. Und sie hatten die Verabingung, daß ihre Ehe glücklich war.

Aber wie groß war die Ueberraschung eines ihrer gemeinsamen Freunde, der es nach fünfjähriger Abwesenheit in die Heimat zurückkehrte unter dem Eindruck stand, Herr Lebrun, den ersten Gatten vor sich zu haben, wie dieser der ersten Frau von Louis Querciont den Arm reichte.

(Berechtigte Uebertreibung von Margarete Michalowski.)

Heiterer Roman eines Großstadthundes

PURZL

JOH. FERCH

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Die Nichte, Hedwig heißt sie, wird eine Marke für mich beschaffen.

„Die Gemeinde ermäßigt die Steuer für Unbemittelte, die Marke kostet dann nur einen Teil des sonstigen Betrages.“

Die alte Frau lebt ab:

„Ich will mich nicht demütigen. Diese Bittgänge von Pontius zu Pilatus —“

Hedwig lächelt. Wie blauer Sternenschein glänzt es über mich. „Lante, das ist nicht so. Tierischvereine besorgen ermäßigte Marken. Da gibt es keine Demütigungen. Die leitenden Frauen und Männer der Vereine kennen das harte Leben und wissen, wie oft die Liebe zum Tier am Geld scheitert. Ich werde dir alles vorbereiten, so daß die Sache leicht geht. Den ermäßigten Betrag lege ich aus.“

„Ich dränge den Kater, der sich an Hedwig schmeißend reißt, zur Seite. Er faucht, ich zeige ihm zum erstenmal die Zähne, da weicht er zurück. Ich behaupte das Feld und lege — es ist der wärmste Ausdruck unserer Verehrung — den Kopf in den Schoß Hedwigs.“

Sie versteht und streichelt mich, leise sagt sie:

„Purzl!“

Weich und milde klingt der Name wie vom Munde Gretels, nur ein wenig müdes Wes kling mit. Wie um sie aufzubehalten, kugle ich mich am Boden, mache kleine Spässe, bis sie lacht.

Ja, das Lachen! Wer es hervorbringen kann, bereichert mehr als andere mit Gaben.

Als Hedwig sich verabschiedet hat, grübelt die alte Frau, merkt etwas von „Liebe“. Sie scheint dabei älter, viel älter zu sein. Eines weiß ich. Hedwig wird keinen Mann verflauen.

Heute erhielt ich um die Mittagsstunde die Marke. Die Frau versprach, mich für immer zu behalten. Nachmittags bleiben wir Tiere allein. Ich weiß, die Zeit ist gekommen, den Entscheidungskampf mit dem Kater auszutragen. Ich bin hier heimatsberechtigt, nicht mehr ein Gekideter. Schmirli behandelte mich bisher als solchen und benötigte jede Gelegenheit, mich dies fühlen zu lassen.

Er ahnt nicht, welche Veränderung sich mit dem Erwerb der Marke vollzogen, daß ich ein Gleichberechtigter wurde. Wenn Menschen für ein Ding Geld aufwenden, erlangt es Wert für sie. Es ist eine letzte Entscheidung, die wir Tiere nie verstehen werden, weil uns der Begriff Besitz fehlt. Berg sagte, das viele menschliche Leid

tühre nur von diesem Begriff her, weil durch das Geld die Menschen verschieden bewertet würden.

Schmirli gleicht — ich muß wieder an Säge Berg denken — Menschen, die nur sich betrachten und die anderen, als tief unter ihn stehend, nicht beachten, so daß sie verblüfft sind, wenn die anderen stark genug geworden sind, Rechte zu fordern. Sie klammern sich an die Vergangenheit, wollen damit die Ausnahmestellung begründen. Gegenwart und Zukunft sind jedoch stärker.

Den Kater würde eine Nachgiebigkeit noch herrischer machen. Ihn im eingebildeten Rechte bestärken. Das Unglück der Völker nannte Berg diese Unvernunft. Nun, ich will vernünftig sein.

Schmirli streicht stolz im Zimmer umher, ich liege auf der Ottomane. Wie ich mich bewege, klirrt die Marke am Halsband, dert mich auf, die Klärung herbeizuführen. Mir bedeutet die Marke, was die Fahne den Soldaten war.

Und doch schwante ich, wenn ich an die Nacht in den Straßen denke. Vielleicht soll ich doch noch warten. Aber die Marke klirrt, ich erbeuge mich und springe auf den Boden, strecke mich.

Schmirli flucht, hält im Herumstreifen ein. Er liest die Kriegserklärung in meinen Augen, erlangt rasch die alte Zuversicht und bewegt sich lauernd auf mich zu. Ich weiche nicht. Er versucht es mit dem Geschreeken, krümmt den Rücken, faucht und nähert sich. Mit einem Sprung komme ich dem Angriff zuvor, werfe den Kater nieder. Er schreit, schlägt nach mir, ich weiche aus und erfasse ihn mit den Zähnen in der Weiche, rolle ihn vor mir her.

Ein Schlag reißt mir die Schinze blutig, für eine Sekunde weiche ich zurück. In mir lebt die Gewißheit, daß der Kampf die Zukunft entscheidet. Ich werfe mich auf den Kater, schüttele ihn, seine Schläge gehen in die Luft, ich beiße zu — mit einem gellenden Schrei ergreift er die Flucht und springt auf das Bett. Ich bin Sieger.

Revolutionen, sagte Berg, dürfen nur Sieger und Besiegte kennen, sonst waren die Opfer umsonst gebracht. Wie Schmirli sich dem Rande des Bettes nähert, knurre ich. Er waagt sich nicht weiter.

Als wir den Schlüssel in der Türe hören, lege ich mich in meine Ecke der Ottomane, Schmirli in die andere. Die Frau soll von unserem Kampfe nichts wissen.

Ich bin Sieger.

Wir glauben, von den Fehlern, die wir an anderen kritisieren, frei zu sein, ändern uns aber, wenn unsere Verhältnisse denen gleich werden, in denen die von uns bisher kritisierten leben. Das Schlimme daran ist, daß wir nicht blind bleiben, aber doch gegenüber den Lockungen schwach werden.

Zeit ich die Marke trage und mich vor Verfolgungen sicher weiß, sehe ich mit scharfen Tadelblicken auf Hunde, die sie nicht besitzen. Ja, ich bin ein Anhänger der Ordnung geworden, die sein muß, soll alles einen geregelten Gang geben. Waganten, die sich dagegen auflehnen, müssen entsprechend ertragen werden. Nur Hunde, deren Besitzer ihren Steuerpflichtigkeiten nachgekommen sind, haben eine Existenzberechtigung.

Wohl besaß ich früher keine Marke, kummelte nachts durch die Straßen, doch hatte ich in meinem Innern den Drang zur Ordnung (oder rede ich mir das jetzt ein?). Und ich war noch unerfahren. In der Schule des Lebens heranreichend, erkenne ich, daß der Schutzmann seine Pflicht erfüllt, als er den Unterstandlosen von der Straße entfernte. Ein derartiger Anblick mußte dem Ordnungsmenschen erspart bleiben.

Im Heim schuf ich veränderte Verhältnisse. Schmeichle ich der Frau, muß Schmirli weichen. Er grollt zwar innerlich über den Zwangsgehorsam, doch ich beachte die Ohnmacht nicht.

Freilich ist meine Macht beschränkt. Gewalt kann nicht eine größere Liebe erzwingen. Wohl weicht der Kater, wenn ich es wünsche. Was nützt dies jedoch, wenn die Frau mich zurückdrängt und den Kater rufft, dessen Triumph mir verrät, daß er vielleicht doch noch den Endsieg erringen wird.

Eben, als ich über diese Dinge grübele, kommt die Nachbarin, streichelt — wie alle Frauen eine eigenartige Vorliebe für die Katzen hegend — den Kater.

Die alte Frau sagt:

„Schmirli ist verändert. Früher war er zutraulich, jetzt ist er scheu und ängstlich.“

Die Nachbarin erwidert:

„Vielleicht fürchtet er sich vor Purzl?“

Die alte Frau grübelt kurz:

„Sie können recht haben. Wie Purzl im Zimmer ist, wird Schmirli ängstlich. Aber das ist er erst seit einigen Tagen.“

„Vielleicht hat Purzl ihn gebissen!“

Die alte Frau richtet sich auf, ihre Stimme wird kalt und hart, wie ich sie bisher nie vernahm.

„Wenn ich einmal etwas bemerke, muß der Hund aus meinem Haus. Ich dulde keine Feinde um mich. Sich in diesem schweren Leben noch bekämpfen, ist Unsinns oder Bösartigkeit. Ich habe mein Kind dem entsetzlichen Kampf der Völker opfern müssen, ich will jetzt endlich um mich Frieden.“

Schmirli schnurrt in wollüstiger Freude. Er weiß mich waffenlos. Und doch irrt er. Ich trete nicht mehr hinter ihm und den Vögeln zurück. Früher gehe ich in die Welt hinaus.

Aber das ist doch gegen die Ordnung, flüstert mir eine zur Knechtschaft verlockende Stimme zu.

Dann lieber gegen die Ordnung. Oder sind nur Mächtige für die Ordnung?

Einen Schatten besißt das neue Heim — ich erlebe zu wenig. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich unzufrieden bin. Der Umwelt fehlt das Salz, fehlt irgend etwas. Die Frau läßt mich nur für kurze Zeit auf die Straße, sie ist besorgt um mich. Weniger Sorge wäre besser.

Viele städtische Menschen vergessen, daß wir Großstadthunde mit ein lebender Bestandteil des hastigen, rastlosen Betriebes sind. Sie erklären, sie könnten die Stille des Landlebens nicht ertragen, sie brauchen den Lärm der Weltstadt. Wir Gegenwartsbunde sollen aber in einem Biedermeierdöhl weiterleben, den langen Tag in einer Ecke verträumen. Das sind Gegenfälligkeiten, die man nicht begreifen will.

(Fortsetzung folgt.)